

## 7. Neue Sprachpragmatik und altes Trivium

Die Vorlesung wurde eingeleitet durch Verweise auf „Klassiker“ der Linguistik, und in den folgenden Kapiteln wurde der Nachweis geführt, daß das, was man Pragmatisierung der Linguistik nennen kann, neuere Tendenzen sind. Da ich im letzten Satz einen Komparativ benutzte, stellt sich die Frage, um wievieles neuer die Pragmatik gegenüber traditionellen, auf Sprache bezogenen Lehrinhalten ist. Zumindest soll dargestellt werden, welche historische Disziplin vergleichbar dem ist, was in dieser Vorlesung unter den Begriff Sprachpragmatik gefaßt wurde.

Im Jahre 1894 schreibt Th. Ziegler, Historiograph der Pädagogik, daß der *Praeceptor Germaniae*, Philipp Melanchthon, „konservativ“ am „alten Trivium“ festgehalten habe, indem er eine griechische und lateinische Grammatik, eine Rhetorik und eine Dialektik zum Nutzen der Jugend, „ad utilitatem pueritiae“, verfaßt habe (73). Grammtik, Rhetorik, Dialektik: damit sind in der Tat die „artes dicendi“, also die sprachbezogenen Lehren benannt, die seit dem 9. Jh. im Trivium, im ‘Dreiweg’, zusammengefaßt wurden. Dem Trivium standen im Quadrivium – dieser Terminus von Boethius – Arithmetik, Geometrie, Musik und Astronomie gegenüber, und Trivium und Quadrivium zusammen bildeten die „septem artes liberales“, die sieben freien Künste, frei deshalb, „weil sie eines freien Mannes würdig sind“ (Curtius (1948) 45). Die „artes liberales“ sind terminologisch eine Schöpfung Ciceros, der unter diesem Namen die „encyclos paideia“, die Erziehungsgrundsätze der Griechen, zusammenfaßte (Clark (1957) 12). Die artes liberales stellen im europäischen Lehr- und Lernkontext bis weit in das 18. Jh. hinein so etwas wie die aus der Spätantike übernommenen Basisaxiome im Kalkül der Schulordnungen, heute sagt man Lehrpläne und Rahmenrichtlinien, dar. Das Prädikat „konservativ“, das der Pädagoge des späten 19. Jhs. für diesen sprachbezogenen Lehrkanon findet, erklärt sich aus der seit dem frühen 19. Jh. gewandelten lehr- und lerntheoretischen Situation: An die Stelle von Rhetorik und Dialektik war, unter dem Einfluß idealistischer Ästhetik und Stiltheorie, eine Stilistik getreten, die sich vor allem an literarisch ausgeformten schriftlichen Texten orientierte und deren „kunstmäßige“ Struktur studierte (vgl. Jens (1971) 433 f.). Nimmt man nun nicht die – aus heutiger Sicht – zum Teil sterile pädagogische Praxis der Schulen im 17. und 18. Jh. zum Maßstab, läßt man auch zunächst den Stellenwert aus, den dieser sprachwissenschaftliche Regelkanon im gesellschaftlichen und sozialen Leben der jeweiligen Zeit spielte, sondern fragt vielmehr, welche sprachtheoretischen Konzepte und Vorstellungen das Trivium fundierten, zumindest: fundiert haben könnten, so kann das Diktum „konservativ“, gemäß einer gewandelten Interessenlage heuti-

ger Linguistik, in Zweifel gezogen werden. Das soll an einem sehr einfachen Beispiel demonstriert werden: In der Textsammlung zur „Soziologie der Kommunikation“ von Badura und Gloy (1972) ist zu lesen, daß von H.D. Laswell (1948) und von C.E. Shannon und W.Weaver (1949) „Modelle der Nachrichtenübermittlung entwickelt wurden, auf die sich auch heute noch ein großer Teil der Kommunikationsforschung bezieht“ (10). Die Aufgaben der (Kommunikations- und Massenkommunikationsforschung seien in einer Frage von Laswell kondensiert worden, für die man zumeist die Bezeichnung „Laswell’sche Formel“ findet. Sie lautet: „Who says what in which channel to whom with what effect?“ Der Kommunikationsforscher und Soziologe Laswell wollte in dieser Formel offensichtlich die wichtigsten Faktoren kommunikativer Prozesse abbilden. Man kann dieses verbale Modell auch als „Merkvers“ für folgende Faktoren eines Kommunikationsmodells lesen:

Sprecher bzw. Schreiber	: Who
Sprachnachricht	: What
Sprachkanal	: In which channel
Hörer bzw. Leser	: To whom
entsprechende Wirkung	: With what effect

Indem ich aber Merkvers sage, überfällt mich historische Erinnerung. In einem Werk von 1882, in dem Johannes Müller „Quellenschriften [ . . . ] des deutschsprachlichen Unterrichts bis zur Mitte des 16. Jhs.“ sammelte, findet sich in der von ihm in einer Handschrift der Münchner Universitätsbibliothek aufgefundenen „Rethorica [sic] vulgaris“ von 1477 folgende Passage: „Zu dem lert man den brieff oder die missiuen Copieren concipiern oder vermerghen und die vermergung [die Konzeption] geschicht durch Siben conticion [durch sieben Bedingungen] scz [scilicet] : wer wem was wie warumb wenn wo [ . . . ]“. Auch diese sieben „Bedingungen“ der Abfassung eines Briefes kann ich kommunikativ interpretieren als Faktoren eines Kommunikationsmodells:

Sprecher bzw. Schreiber	: Wer
Hörer bzw. Leser	: Wem
Sprachnachricht	: Was
Sprachkanal	: Wie
Redekonstellation	: Warum
Situationskonstellation	: Wenn und Wo

Nun darf man nicht meinen, daß der Verfasser dieser „rhetorica vulgaris“, der Münchener Lehrer Kristoff Hueber, dieses verbale Kommunikationsmodell selbst entwickelt habe, so daß nunmehr von einer Hueber’schen Formel zu sprechen wäre. Vielmehr ist dieser Merkvers, der an sokratische Fragemethoden erinnert, mindestens seit dem 12.Jh. und in lateinischer Version bekannt. W.Jens (1971) 445 nennt die lateinische Fassung: „quis, quid, ubi, quibus auxiliis, cur, quomodo, quando“ eine „Suchformel“, in deren Rahmen wichtige sprachkommunikative Aspekte zur Vorbereitung z.B. einer Rede oder eines Briefes plaziert werden konnten. Innerhalb der Theorie der Rhetorik gehört die Suchformel zu

den ersten der fünf Bearbeitungsphasen einer sprachlichen Kommunikation: der *inventio*, der „Findung“ oder Suche nach entsprechend der Absicht geeigneten Argumenten, Beispielen, Fakten, Verfahrensweisen.

Man sieht, daß ich inzwischen begonnen habe, meine Erinnerung abzustützen. Bei diesem Stützungsprozeß stieß ich auf einen Aufsatztitel aus dem Jahre 1965, der einen spezifischen Aspekt meiner Thematik beleuchtet: „Die Laswell-Formel und ihre rhetorischen Ahnen“ von H. Prakke. Nicht zufällig steht die von mir dargebotene deutsche Ahnenversion in einer „*Rhetorica vulgaris*“, die in Wirklichkeit ein Briefsteller ist: Im Untertitel erwähnt Hueber, daß man aus seinem Unterrichtswerk „ordentliche missiuen“, also adäquate und wirkungsvolle Briefe wie auch andere schriftliche Produkte zu verfassen lerne. Eine der ersten gedruckten deutschen Rhetoriken des 15. Jhs. läßt bereits im Titel den Zweck erkennen, auch Anleitung zum Verfassen von Briefen zu sein: Friedrich Riederer, *Spiegel der waren Rhetoric. Vß. M. Tulio C. und andern getutscht: Mit Irn glidern cluger reden, Sandbriefen/vnd formen* [ . . . ] Friburg in Brißgaw 1493. Damit aber erweist sich, daß Rhetorik ein fungibles theoretisches System ist, das Sprache in ihren kommunikativen Zusammenhängen insgesamt zu beschreiben sucht; daß also ungeachtet ihrer Herkunft, nämlich als Anleitung, eine erfolgreiche Rede vor Gericht und in öffentlicher Versammlung zu halten, die Rhetorik auch für andere sprachkommunikative Zwecke, also insgesamt für effektive mündliche und schriftliche Kommunikation die Basis eines Lehrsystems abgeben konnte.

Somit dürfte es einsichtig sein, daß es legitim ist, u.a. nach eben dieser Rhetorik im Ensemble des europäischen Lehrplans zu fragen und ihre Beziehung zur Grammatik und Dialektik im Rahmen des Triviums herzustellen, damit zugleich den Bezug zur neuen Sprachpragmatik zu begründen.

Über den komplexen Gegenstand „Sprache“ sind hinsichtlich seiner Konstitution und Funktion (Aufbau und Aufgabe) signifikante sprachtheoretische Annahmen zu formulieren (vgl. Cherubim/Henne (1973) 38 ff.). Im folgenden möchte ich diejenigen Grundannahmen erläutern, die im Rahmen des Triviums, also im Ensemble von Grammatik, Rhetorik, Dialektik relevant sein werden bzw. sind.

Die erste Erwähnung der *artes liberales* in deutscher Sprache erfolgt bei Notker dem Deutschen in späthalhochdeutscher Zeit. Dieser spricht innerhalb seiner deutsch-lateinischen Mischprosa von „*liberales artes*“ und bezeichnet sie als die „*siben būohlísto*“: Es gibt also ‘sieben Buchwissenschaften’ – Notker übersetzt „*disciplina*“ mit ‘*líst*’; er setzt somit die in den *septem artes* organisierten Buchkenntnisse von Kenntnissen allgemeinerer Art ab. J. Dolch bezeichnet in seinem Buch „Lehrplan des Abendlandes“ (1965) den Terminus „*siben būohlísto*“ als den ersten deutschen Fachausdruck für den Lehrplan der *septem artes*. In diesem Zusammenhang charakterisiert Notker auch die *būohlíst* „Grammatik“: „*Téro sibeno ist grammatica diu ēresta. díu unsih lēret rectiloquium. táz chît réhto sprēchen*“. Die Grammatik lehrt also, richtig zu sprechen. Diese aus der antiken Diskussion übernommene Definition der Aufgabe der Grammatik, die richtige

Sprache und das richtige Sprechen – und natürlich auch das richtige Schreiben – zu lehren, bestimmt die deutsche Grammatikdiskussion seit Notker. Ob z.B. Schottelius im 17. Jh. auf der Suche nach der „Grundrichtigkeit“ der „Teutschen HauptSprache“ ist und formuliert (Schottelius (1663)5), daß in seiner Syntax ein „Liebhaber der Teutschen Sprache ein Systema artificiosae constructionis omnium Germanicorum vocabulorum“ vorfinde, also ein ‘System kunstgerechter Konstruktion aller deutschen Wörter’, oder ob Adelung im 18. Jh. ein „Umständliches Lehrgebäude – dies seine Verdeutschung für ‘System’ – der Deutschen Sprache“ (1782) errichtet, in dem er den richtigen Sprachgebrauch der Hochdeutschen Mundart zu beschreiben versucht, immer wird abstrahiert vom Sprecher bzw. Schreiber und seiner konkreten Sprech- und Schreibpraxis im Rahmen des gesellschaftlichen Verkehrs. Noch die Uminterpretation der präskriptiven, also vorschreibenden Grammatik zu einer prädiktiven, also vorausschreibenden Grammatik bei Noam Chomsky dergestalt, daß eine Grammatik alle in einer Einzelsprache möglichen „wohlgeformten“ Sätze aufzuzählen und ihnen eine Strukturbeschreibung zuzuordnen habe, impliziert die oben angegebenen Reduktionen bzw. Abstraktionen: Sprache erscheint objektiviert und losgelöst von den Zwecken der Kommunikanten.

Das soll nunmehr in der Metasprache der modernen Linguistik formuliert werden (in Anlehnung an Cherubim/Henne (1973) 38 ff.): Die sprachtheoretische Grundannahme, die der grammatischen Rekonstruktion hinsichtlich der Struktur von Sprache zugrundeliegt, ist die der Systematizität von Sprache: Unter Abstraktion von konkreter und jeweils interessengebundener Sprech- und Schreibtätigkeit ist eine Einzelsprache zu bestimmen als Anzahl von Elementen (mit spezifischen Merkmalen), zwischen denen spezifische Beziehungen bestehen; diese Beziehungen definieren die Elemente strukturell. Hinsichtlich der Funktion von Sprache wird im Rahmen grammatischer Beschreibung die Abbildfunktion von Sprache hervorgehoben: daß nämlich Einzelsprachen in spezifischer Weise für die Sprachzeichenbenutzer unterschiedliche Realitäten abbilden, diese also symbolisch bzw. zeichenhaft vermitteln. Auf dieser reduzierten Basis hinsichtlich der Struktur und Funktion von Sprache ist dann das der sprachlichen Elementenmenge zugrundeliegende grammatische Regelsystem zu bestimmen, dessen Anwendung „únsih lèret rectiloquium. dáz chít réhto spréchen“ (Notker (1966) 73). Der Beobachtung, daß Sprachzeichen und -regelsysteme in Wirklichkeit sozial, regional, historisch geschichtet sind und somit immer eine spezifische Varianz dieser Systeme festzustellen ist, versucht man dadurch gerecht zu werden, daß man den Sprachgebrauch sozialer und regionaler Gruppen verbindlich darstellt. So spricht Adelung von dem „Hochdeutschen Sprachgebrauche“, der in einer deutschen Grammatik zu beschreiben sei, und er fährt fort, damit sei gemeint der Sprachgebrauch „der südlichen Chursächsischen Lande, welche das Vaterland der Hochdeutschen Mundart sind, wo sie (verstehet sich von selbst den obern Classen) noch so rein gesprochen wird, als sie von den besten Schriftstellern nur geschrieben werden kann“ (Adelung (1782) 1.Bd., LX). Und noch in Chom-

skys Konstrukt eines „idealen Sprecher/Hörers“, „der in einer völlig homogenen Sprachgemeinschaft lebt“ (s.o.S. 84), wird dieser Beobachtung der Varianz der Sprachsysteme Rechnung getragen insofern, als die Sprachtheorie sich explizit gegenüber solchen Fragen immunisiert: Der Sprecher und Hörer ist kein empirisches Subjekt, er ist eine theoretische Konstruktion, durch die die empirisch festzustellende z.B. soziale Varianz von „Sprachen“, also Einzel- oder Gruppensprachen, ausgeschaltet wird.

Doch neben der Grammatik und ihrer Aufgabe, das „richtige“ Sprechen und Schreiben zu lehren, hatte Notker auch die mit der Grammatik verbundene Rhetorik zu charakterisieren versucht: „Tiu ánderiu íst rhetorica. tíu únsih férrôr léitet. uuánda sí gíbet úns tíā gespráchi. déro man in dínge bedárf. únde in sprácho“ (Notker (1966) 73 f.). Die Rhetorik führt also „ferror“, weiter. Sie verleiht die „Beredsamkeit“, „gespráchi“, deren man sowohl vor Gericht („ding“) als auch in der „Unterredung“, im „Gespräch“ (sprácha) bedarf. Mit dieser Kennzeichnung der Rhetorik (im Gegensatz zur Grammatik) ist schon das Konstitutive der Rhetorik als „ars bene dicendi“, als Kunst der guten, sprich wirkungsvollen Rede, und als sprachwissenschaftlicher Disziplin („scientia“) benannt: Sie ist eine zweckgerichtete, intentional bestimmte Disziplin, die mögliche Sprecher- und Schreiberabsichten – und deren Mittel zur sprachlichen Verwirklichung – und mögliche Hörer- und Leserwirkungen beschreibt. Sie lehrt sprachliche Wirkung im Rahmen sprachlicher Kommunikation als Ziel des Sprechers und als Effekt auf den Hörer – nach Notker vor Gericht und im Gespräch. Zugleich lehrt sie den Zusammenhang von individueller Intention und deren Möglichkeiten sprachlicher Umsetzung. Diese Absicht, mit Sprache Wirkungen zu erzielen und damit Zwecke zu erreichen, also insgesamt zu überzeugen und überreden („persuadere“), erfolgt nach antiker Lehre durch docere, delectare, movere, also durch lehrhafte Demonstration (docere), durch unterhaltsame Darbietung (delectare) und durch leidenschaftlichen Appell (movere) (Jens (1971) 434). Die sprachtheoretische Grundannahme der in der Grammatik zu beschreibenden Systematizität von Sprache und ihre damit zusammenhängende Abbildfunktion wird in der Rhetorik erweitert: Sprache hat über die Abbildfunktion hinaus eine pragmatisch-gesellschaftliche Funktion. Diese kann dadurch näher umschrieben werden, daß man Sprache gesellschaftlichen Instrumentcharakter zubilligt: Mit Sprache vollziehen die Kommunikanten sprachliche Handlungen, die intentional und regelgeleitet sind und somit intendierte Wirkungen im Interesse der Kommunikanten erzielen sollen. Die solchermaßen vorgenommene Umschreibung der pragmatisch-kommunikativen Funktion ist aber eben nur eine in modernere Terminologie eingepaßte Gegenstandsbestimmung von Rhetorik, was noch mit Wieland zu belegen ist, der schreibt: „Wir verstehen unter der Redekunst eine auf die Kenntnis der Regeln gegründete Fertigkeit, wohl zu reden, d.i. durch seine Reden die Zuhörer zu überzeugen, sich ihrer Affekten zu bemeistern und sie zu dem Zweck zu lenken, den man sich vorgesetzt hat“ (zitiert nach Jens

(1971) 433). Zuhörer sollen überzeugt, deren Affekte, also Gefühle be-meistert und gelenkt werden nach Zwecken, die man selbst bestimmt: überzeugen, be-meistern, lenken: In der Tat übersteigen diese sprachlichen Charakterisierungen rhetorischer Kommunikation jeden auf einen Austausch von Informationen reduzierten Kommunikationsbegriff. Überzeugen, bemeistern, lenken: Das kann man nur, indem man entsprechend den Regeln und seinen eigenen Interessen bzw. dem, was man dafür hält, sprachlich handelt.

Rhetorik, wie sie sich aus der Antike herleitet, war (oder sollte sein) eine Theorie des handlungsauslösenden öffentlichen Sprechens und (später) Schreibens. Sie war Theorie und zugleich Praxis (*rhetorica docens*, *rhetorica utens*, vgl. Jens (1971) 432 f.). Die Geburt der Rhetorik aus dem Geist demokratischen Redens erzwang das Prinzip der Öffentlichkeit. Doch kann man feststellen, daß sich die Rhetorik im Rahmen der europäischen Rezeption jeweils in unterschiedliche politische Konstellationen konform einpassen ließ. Durch die Festlegung auf das Konzept öffentliche Rede hatte die Rhetorik zudem die Tendenz, alltägliche Sprech- und Schreibhandlungen aus ihrem Gegenstandsbereich zu eliminieren. Die neue Sprachpragmatik versucht hingegen, gleichsam von unten her anzufangen und „eingelebte Sprachspiele“ und Sprechakttypen wie „versprechen“, „warnen“, „Ratschlag geben“ usw. zu analysieren (vgl. dazu „Exemplarische Analysen und Anwendungen“ in D. Wunderlich (Hrsg.) (1972), 209-413).

Bei der Erklärung dessen, was Dialektik im Rahmen des Triviums und ihre mögliche sprachtheoretische Fundierung ist, möchte ich abweichend vom bisherigen Brauch nicht auf Ausführungen Notkers, sondern auf die seines – möglicherweise berühmteren – Vorgängers, nämlich auf Cicero, zurückgreifen. Dieser berichtet in seinem Buch „Orator“ (46 v. Chr.), also ‘Der Redner’, daß Zenon, der Stifter der stoischen Schule, den Unterschied zwischen Rhetorik und Dialektik durch eine offene und eine geschlossene Hand, also eine Faust, kenntlich gemacht habe (56): Rhetorik als offene und Dialektik als geschlossene Hand. Die geballte Faust soll – wie sich die Funktion von Symbolen wandeln kann – „die wissenschaftliche Methode der philosophischen Erörterung und des philosophischen Ausdrucks“ symbolisieren, während die offene Hand „die Kunst, schmuckreiche Reden zu halten“, darstellen soll (56). Wenn die Rhetorik als „ars bene dicendi“ bestimmt wurde, so die Dialektik als die Disziplin, die „vera docet“, das Wahre lehrt. Cicero geht in der zitierten Passage des „Orators“ auf die Dialektik näher ein und beschreibt, was der gute Redner als „dialektisches“ Grundwissen beherrschen solle: „Er muß erstens die Bedeutung [ . . . ] der einzelnen Wörter wie der Worte in der Verbindung kennen, dann muß er wissen, auf wie viele Arten jedes gesagt werden kann, wie man die Wahrheit vom Irrtum unterscheidet, muß die Lehre von den Schlüssen, muß Folgerichtigkeit und Gegensatz kennen und, da viele mehrdeutige Ausdrücke vorkommen, sich darauf verstehen, wie man durch Trennung der Begriffe die Mehrdeutigkeit beseitigen und den wahren Sinn klarlegen soll“ (56). Das ist in Wahrheit eine Umschreibung des Programms der Dialektik:

Es geht darum, die Prinzipien der Definitionslehre zu erarbeiten, wahre Sätze von falschen zu unterscheiden und den Weg, also die Methode aufzuzeigen, wie man zu diesen wahren Sätzen zum Beispiel im Rahmen der Syllogistik, der Lehre von den Schlüssen, gelangt. Für diese Wissenschaft führte man u.a. auch den Terminus Logik. Sie ist deshalb eine sprachbezogene Wissenschaft, weil im Rahmen der Syllogistik die Wahrheit in (natürlich-)sprachlichen Sätzen überprüft wurde. Wird diese Dialektik genannte Disziplin im Rahmen des Schul- und Universitätsunterrichts betrieben, so kann man von Schullogik sprechen. Sie stellte im Unterrichtszusammenhang das jeweilige logische Grundwissen dar, das der Schüler zum Zwecke der argumentativen Gesprächsführung, der geistigen Übung und der Vorbereitung zur Philosophie zu beherrschen hatte. Die sprachtheoretische Grundannahme, auf der die Dialektik basiert, ist die der Logizität der Sprache. Was Logizität sein kann, ist zunächst negativ zu erläutern: Natürliche Sprache ist immer in Handlungszusammenhänge und Handlungsvollzüge eingebettet. Nach Bühler (1934) 154 ff. stehen Sprachhandlungen in „Umfeldern“, die in neuerer Terminologie als Ko-text (sprachlich-semantisches Umfeld) und Kontext (situatives Umfeld) geführt werden. Wenn man nun die Darstellungsfunktion der Sprache betrachtet und von (sprecherbezogener) Kundgabefunktion und (hörerbezogener) Appellfunktion abstrahiert (zu diesen drei „Funktionen“ vgl. Bühler (1934) 28 f.), ist eine der Voraussetzungen erfüllt, unter denen die Entwicklung einer Wissenschaftssprache ins Auge gefaßt werden kann: Die Elemente einer darstellungsfunktionalen Sprache werden Basis einer Wissenschaftssprache, die durch Definitionen kotext- und kontextunabhängig gemacht wird. In gleichem Maße kann man nun versuchen, sprachlich-logische Grundelemente oder logische Partikel (z.B. ‘und’, ‘oder’, ‘wenn - dann’) auszuwählen und durch Definition so eindeutig zu machen, „daß ihre Verwendung in besonderer Gruppierung schon die Wahrheit einer Aussage verbürgen kann, gleichgültig welche anderen sinnvollen Ausdrücke noch in die Aussage eingehen“ (Patzig (1970) 13; vgl. Stegmüller (1974)).

Die unterschiedlichen Aufgaben von Grammatik, Rhetorik und Dialektik seien an einem Beispiel noch einmal demonstriert.

Wenn ich einen Satz wie: „Ich tue es“ habe, wird der Grammatiker der deutschen Sprache u.a. aufzeigen, daß hier ein Aussagesatz vorliegt, dessen Verb als Prädikat in Zweitstellung stehe, wodurch Aussagesätze charakterisiert seien; daß hingegen bei „Transformation“ dieses Satzes in einen Fragesatz Spitzenstellung des Verbs als Prädikat zu erwarten sei. Der Rhetoriker hingegen könnte fragen, was man mit diesem Satz erreichen und bewirken kann. Wäre er ein „moderner“ Rhetoriker, könnte er konstatieren, daß dieser Satz in mehreren Sprachakttypen fungieren kann: „Ich tue es“ kann zum Beispiel sein: ein Versprechen; eine Drohung; die Einwilligung, einen Ratschlag zu befolgen; die Ankündigung, einen Befehl auszuführen. Damit ist die Liste der Sprachspiele, die ich mit diesem Text ausführen kann, sicher nicht erschöpft. Der Rhetoriker könnte auch feststellen, daß man mit diesem Aussagesatz Befehle geben kann, indem man diesen Satz sagt und dadurch

einen Abhängigen implizit auffordert, gleichermaßen zu handeln. Daß man mit einem Aussagesatz Befehle erteilen kann (und hierfür nicht die vom Grammatiker vorgesehene Kategorie des Befehlssatzes mit einer Spitzenstellung des Verbs benutzt), verwirrt den Rhetoriker nicht: In der 'Figur' der „*immutatio syntactica*“, der syntaktischen Vertauschung, liegt für ihn die entsprechende rhetorische Kategorie bereit (Lausberg (1963) 146).

Der Dialektiker würde nun zum Beispiel versuchen, den Satz, der grammatisch analysiert und rhetorisch kategorisiert ist, in einen Zusammenhang zu bringen, der logisch wahr, d.h. notwendig wahr ist. Ein solcher Zusammenhang könnte etwa sein:

„Wenn ich es tue oder ich es nicht tue und ich es nicht nicht tue, dann tue ich es.“ Dieses Beispiel hat die Form:

„Wenn p oder q und nicht q, dann p“.

Und vollständig formalisiert:

$((p \vee q) \wedge \neg q) \rightarrow p$

Den Dialektiker interessieren in diesem Fall also nicht die spezielle grammatische Struktur der Sätze und auch nicht spezielle alltägliche Verwendungszusammenhänge, in denen sie stehen können; wohl aber, daß z.B. diese Sätze in speziellen syl-logischen Verwendungszusammenhängen stehen. Der Inhalt dieser Sätze interessiert überhaupt nicht, denn ich kann beliebige konkrete Sätze für die Buchstaben der formalen Implikation (das ist der terminus technicus dieser Aussagenverbindung) einsetzen, immer ist sie notwendig wahr. Das wird allein durch die logische Form, in der die Sätze p und q stehen, garantiert.

Charles Morris (1938 (1972) 53) hatte notiert: „Historisch gesehen kann man die Rhetorik als eine frühe und unausgereifte Stufe der Pragmatik ansehen.“ Das hat sich inzwischen weltweit herumgesprochen (s. Anmerkung zur Literatur). Einige, vor allem amerikanische Forscher, führen deshalb ihre sprachpragmatischen Forschungen unter dem Begriff einer 'neuen Rhetorik' (new rhetorics) (vgl. Jens (1971) 444 ff.; Fischer (1973)). Das mag verwirrend sein – aber nur auf den ersten Blick.

Sofern es sich bei der Rhetorik um ein Lehr- und Lernfach handelte, hatte sie einen ganz spezifischen Stellenwert im Rahmen des Triviums: Rhetorik wurde sowohl auf dem Gymnasium wie auf der Universität gelehrt. Reizvoll wäre es nun zu analysieren, welche Stellung die Rhetorik im Deutschunterricht der Gymnasien einnahm (vgl. Jäger 1973). Am Beispiel: In dem „Entwurf einer Ordnung für die Grossen Schulen der Stadt Braunschweig“ von 1755 (Kolde-  
wey (1886 Bd. 1, 362 f.) heißt es:

(Der Deutschunterricht beginnt in der Quarta.) „Werden die kinder hier allererst in den grundsätzen der deutschen sprache unterwiesen. [...] Dasjenige buch, welches hiebey gebraucht wird, ist Joh. Christoph Gottschedens grundlegung einer deutschen Sprachkunst“. Der Deutschunterricht beginnt also als Grammatikunterricht. Notkers Einschätzung: „grammatica ist dñu



„ersta“ (s.o.S.94) wird beibehalten: Die Kinder sollen die Regeln der Syntax und die grammatischen Paradigmen einer Sprache, die ihre Muttersprache ist (bzw. sein sollte), (bewußt) erlernen. In der zweiten Hälfte des 18. Jhs. wird die Frage heftig diskutiert werden, „ob das Lernen der Muttersprache durch das Lernen der Grammatik erleichtert wird“ (Wilkending (1973) 602). Die Braunschweiger Schulordnung von 1755 hat sie (vorerst) positiv entschieden. „In tertia [ . . . ]: Der lehrer schreitet hierauf fort zur periodologie und gibt ihnen eine anweisung zu erzählungen, complimenten und gesprächen“. Nicht mehr syntaktische Regeln und Flexions-Paradigmen der deutschen Sprache sollen nunmehr in der Tertia unterrichtet werden, sondern „perioden“ der deutschen Sprache, also Texte im kommunikativen Zusammenhang: Erzählungen, Complimente, Gespräche. Man erkennt unschwer, daß eine deutsche Rhetorik gelehrt werden soll. „In secunda [ . . . ]: Die cultur der deutschen sprache wird in dieser claße mit allem ernste getrieben. [ . . . ] Man gehet zur epistolographie fort und machet den anfang zu ganzen reden“. Die Aufgabe heißt: Briefe (Episteln) und Reden nach den Gesetzen der Rhetorik zu verfassen. „In prima und selecta: [ . . . ] Die oratorie und poesie werden dergestalt getrieben, daß man nach gegebenen kurzen regeln sich so fort mit ausarbeitungen beschäftigt [ . . . ] Man weiset dabey die schüler auf die meisterstücke der griechen, lateiner und deutschen. [ . . . ] Aus den philosophischen wißenschaften [ . . . ] wird in prima nur die logic vorgenommen [ . . . ] Die exercitia disputatoria und oratoria werden des sonnabends [ . . . ] angestellt“. Nunmehr steht die Praxis des Redens und Schreibens und zugleich die Lektüre und Interpretation der literarischen „meisterstücke“ – und zwar antiker wie deutscher – im Vordergrund; darüber hinaus kommt zum erstenmal die Komponente Dialektik des Triviums unter dem Terminus „Logik“ in den Blick: Philosophisch-logische Disputationen und Reden werden des Sonnabends geübt, der „dialektisch“ versierte Disputant und der geübte Redner stehen als Ausbildungsziel des deutschen Sprachunterrichts an der Spitze der Lehr- und Lernziele.

In einem Lehrplan von 1801 des Braunschweiger Martineums heißt es dann in bezug auf die „Erste Klasse“, also die Prima (Koldewey (1886) Bd. 1, 451): „Sprachunterricht. Deutsch. Rhetorik und deutscher styl, theoretisch und praktisch, mit eigenen ausarbeitungen, übersetzungen und deklamir-übungen, kenntniß der deutschen literatur und erklärung deutscher klassiker“. In dieser Passage findet eine Schuldisziplin ihre Vorbereitung, die im 19. Jh. mit der Rhetorik konkurrieren bzw. an ihre Stelle treten wird: deutsche und d.h. in erster Linie literarische Stilistik.

Ich habe an einem Beispiel die Gewichtung des Triviums innerhalb des gymnasialen Deutschunterrichts aufzuzeigen versucht. Daß das Trivium auch im Universitätsunterricht des Spätmittelalters und der frühen Neuzeit noch eine Rolle spielte, mag hier nur als Hypothese stehen. Reizvoll wäre es nun zu

fragen, ob und inwiefern das Trivium mit dem Lehrkanon moderner Linguistik vergleichbar ist, konkret: ob es mit dem vergleichbar ist, was innerhalb des universitären Grundstudiums gelehrt und gelernt wird.

Nur das mögliche und pauschale Ergebnis eines solchen Vergleichs soll hier noch festgehalten werden: Grammatik wird unter dem (z.T. mißverständlichen) Titel Systemlinguistik gelehrt, wobei spezielle Grammatiktheorien, je nach Ausbildung der Universitätslehrer, einen Vorrang erhalten; Rhetorik kommt unter dem Aspekt einer linguistischen Pragmatik in den Blick; und Dialektik und deren Lehrinhalte werden in neuerdings beliebten Einführungskursen in die Logik verbreitet; bereits Goethe (Mephisto) empfahl, den Logikkurs an den Anfang zu stellen: „Mein teurer Freund, ich rat Euch drum / Zuerst Collegium logicum“.

Bei diesem Vergleich kommt es nicht so sehr darauf an, inwieweit sich die Lehrinhalte gewandelt haben; vielmehr darauf, daß ein Kanon vergleichbarer Disziplinen vorliegt. Dieser Vergleich demonstriert aber auch, inwiefern der Lehrkanon der neueren Linguistik das alte Trivium übersteigt. Das erfolgt in solchen (Pro-)Seminaren wie: Einführung in das Studium historischer Sprachstufen; Einführung in die Soziolinguistik. Damit wird zum einen die Historizität von Sprache, ihr historisch gewordener Status, betont, woraus zugleich folgt, daß Sprache dauerndem Wandel unterliegt und Sprachnormen hinsichtlich der Bedingungen sprachkommunikativer Praxis überprüft werden können und müssen; neu ist zum andern, daß Sprache in Beziehung zur jeweiligen Gesellschaftsstruktur gesetzt wird, daß Sprache also als Produkt gesellschaftlicher Praxis begriffen wird. Diese beiden neuen Aspekte sind zurückzuführen auf wissenschaftliche Entwicklungen im 19. Jh., in dem eine wissenschaftlich fundierte Theorie der Geschichte und eine Theorie der Gesellschaft, sprich Soziologie, vorbereitet wurden. Neu scheint mir aber auch zu sein, daß in das Ensemble linguistischer Forschungs- und Lehrdisziplinen didaktische Fragestellungen explizit integriert sind. Dabei kann man Didaktik zum einen als Reflexion auf den Entstehungs-, Begründungs- und Verwendungszusammenhang einer Disziplin verstehen; zum anderen als Wissenschaft von den Zielen, Inhalten und Methoden des Lehrens und Lernens (vgl. Sitta 1973, 572). Somit erwies sich, daß die sprachbezogenen und im Hochschulunterricht vermittelten Wissenschaften dem jahrhundertealten traditionellen europäischen Lehrkanon entstammen, ihn aber doch in wesentlichen Aspekten erweitern.

*Anmerkung zur Literatur:* Den „Lehrplan des Abendlandes“ und die Stellung und Entwicklung der „septem artes liberales“ im allgemeinen und des „trivium“ im besonderen im Kontext dieses Lehrplans stellt J. Dolch (1965) dar. Grundlegend informiert E.R. Curtius (1948) über die „freien Künste“ im Rahmen von „Literatur und Bildungswesen“ (= Kap. 3). Mit E.R. Curtius' Buch von 1948 (Kap.4: „Rhetorik“; Kap. 8: „Poesie und Rhetorik“) beginnt die Rezeption und

Neubewertung der Rhetorik im Rahmen der deutschen Sprach- und Literaturgeschichte. Curtius schreibt S. 385: „So ergab sich die Aufgabe einer historischen Topik [ . . . ]. Das führte auf die antike Rhetorik [ . . . ]. Ihr Verhältnis zur Poesie war zu klären [ . . . ]. Ließ sich auch hier eine Kontinuität von der Kaiserzeit bis ins 17. Jahrhundert nachweisen? Die Literaturgeschichten wußten nichts davon. Sie stellten sich solche Fragen nicht. Es gab keine Vorarbeiten. Man mußte sie selbst unternehmen“. Bei Curtius steht die Rezeption und Darstellung der Rhetorik im Dienst der philologisch-historischen Interpretation und Aneignung der „europäischen Literatur“ und des „lateinischen Mittelalters“ (Titel). Die Arbeiten von H. Lausberg (1949 (1963); 1960) versuchen, die Anregungen von Curtius zu systematisieren: „Das Handbuch der Rhetorik verfolgt ein pädagogisches Ziel: es will dem Anfänger den Weg [ . . . ] zu einem phänomenologisch und historisch sinnvollen Studium der Literaturwissenschaft ebnen und darüber hinaus auch für den in der Praxis der Textinterpretation stehenden Philologen ein orientierendes Hilfsmittel sein“ (H. Lausberg (1960) 7). Eine grundlegende Darstellung der Rhetorik, in der die auf Curtius und Lausberg folgenden Arbeiten zur deutschen Literatur ausführlich und detailliert verzeichnet sind, gibt W. Jens (1971); in gleicher Weise ist nunmehr Schanze (1974) nachzuschlagen, der in der „Einleitung des Herausgebers“ die „Renaissance der Rhetorik“ (S. 7) u.a. bibliographisch dokumentiert. „Renaissance der Rhetorik“ meint auch, daß einerseits der französische Strukturalismus und andererseits die Kommunikationsforschung der Vereinigten Staaten („new rhetorics“) rhetorische Fragestellungen aufnehmen und in ihre Systeme integrierten. Die einschlägigen Titel hierzu notiert Schanze (1974) 11 f. Eine Einführung in die ‘new rhetorics’ gibt Schramm (1970), eine spezifische Variante des französischen Strukturalismus stellt J. Dubois u.a. (1974) dar. Dieser Themenkreis ist als „Sprachpragmatik und Rhetorik“ zu benennen. Im deutschsprachigen Raum versuchen u.a. die Arbeiten von J. Kopperschmidt (1973) und D. Breuer (1974), diese Fragestellung aufzunehmen.